

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 44.

Fünfter Jahrgang.

2. November 1861.

Wo lebt das Glück?

Wo lebt das Glück? wo mag es wohnen?
Ist sein Gemach der Marmorfaal?
Ergeht sich's nur im Purpurmantel,
Und in des Ruhmes Sonnenstrahl?

Wo lebt das Glück? wo mag es wohnen?
Dort, wo der Frost Demanten sprüht?
Haust es, gebannt an Südland's Palmen,
Nur wo die Rose ewig blüht?

Wo lebt das Glück? wo mag es wohnen?
Im Weltgewühl, im wüsten Brans?
Wie? oder in der Wildniß Dede,
Im abgeschied'nen Siedlerhaus?

Wo lebt das Glück? — es lebt im Herzen!
Es lebt im Herzen nur allein!
Und fehlt es da — so bringt die Ferne
Dem Pilger keinen Segen ein!

Wo lebt das Glück? es lebt im Kusse,
Verklärt von reiner Liebesglut —
Es lebt im sel'gen Sternblicke,
Der auf dem Spiel der Kinder ruht!

Ludwig Bowitsch.

Der Steinerne Jäger.

Krainische Volksfage, erzählt von Leopold Kordesck.

Zu jenen zahlreichen Gotteshäusern in unserem pittoresken, an Naturschönheiten so reichen Krain, die von größern und kleinern Bergeshöhen freundlich in die Thäler niederschauen und den Blick des Reisenden schon aus der Berne fesseln, zählt in erster Reihe die Kirche des heiligen Primus bei Stein. Schon von Laibach aus sichtbar, hebt sich dieselbe wirklich imposant gegen den erhabenen, majestätischen Hintergrund, die Steiner Alpen, ab. Der hohe Berg, der das Kirchlein trägt, gehört zu den Vorbergen der genannten Alpen-Niesen und bildet gewissermaßen den Mittelpunkt vor denselben. Nicht unter dem Berge selbst, ist das sogenannte Cerna-Thal, aus welchem ein Schluchtenweg über den Berg Rücken des Podvolavlek an die Grenze zwischen Steiermark und Krain führt, die man mit der Erstiegung des gedachten Bergrückens erreicht.

Allein nicht die Beschreibung der herrlichen Gegend und des landesfürstlichen Städtchens Stein, die wirklich zu den schönsten in Krain gehört, sondern eine Sage der Vorzeit, die uns zunächst auf die hoch oben am Berge thronende St. Primus-Kirche verweist, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen:

Kurze Zeit darauf, als gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1430—1440) der mächtige Graf Ulrich von Cilli, Herr der Herrschaft und Veste von Stein, das Kirchlein des heiligen Primus in Folge eines frommen Gelübdes auf dem hohen Berge hatte erbauen lassen, lebte in der Umgegend von Stein ein reicher, ansehnlicher Gutsbesitzer, Namens Ulrich von Seepach, der vor Kurzem erst ein Adelsfräulein aus der benachbarten Steiermark als sein Ehegmal nach Krain heimgeführt. Er zählte mächtige Verwandte, worunter Hans von Seepach, der im Jahre 1442 die Herrschaft und Veste von Stein*), nebst mehreren ansehnlichen Gütern vom Grafen Ulrich von Cilli erkaufte und später auf seine Nachkommen vererbte, wie denn das obgesagte reiche Adelsgeschlecht der Herren von Seepach in Oberkrain sehr vertreten war.

Mehrere Jahre lebte Ulrich mit seiner liebenswürdigen jungen Gemalin Adelheit in der glücklichsten Ehe. Reich, geehrt, geachtet und geliebt, fehlte dem beneidenswerthen Manne nur Eins, und dieses Eine ließ sich leider durch kein Gold erkaufen.

Das Ehepaar war nämlich kinderlos. Endlich nach vollen acht Jahren sollte der heißeste Wunsch Weider erfüllt werden. An einem schönen Maitage, als Herr Ulrich eben von Laibach heimkehrte, brachte ihm ein eiliger Bote am Wege jubelnd die Nachricht entgegen, daß er Vater eines lieblichen Töchterleins geworden sei. Hastig sprengt der

*) Nach der Meinung der besten Chronisten ist die Veste Stein uralt und zählte die Herren von Stein zu ihren ersten Besitzern, deren Geschlecht schon längst verschollen ist. Nach mehreren andern Adelsgeschlechtern kam Stein im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts an die Grafen Salamanka von Ortenburg, die einen eigenen Burggrafen hier hielten, und im Jahre 1428 an den Grafen Herman von Cilli, der in der Gegend verunglückte, worauf Ulrich Graf von Cilli davon Besitz nahm. Hans Seepachs, des spätern Besitzers Nachkommen, Wolfgang und Friedrich Adam Seepach verkauften die Herrschaft im Jahre 1459 an Herrn Andreas von Kreig, und von diesem kam sie im Jahre 1469 an den Grafen Georg von Lamberg, damaligen Pfleger zu Laibach, bei welchem Grafengeschlechte die Besizung so lange blieb, als sich dieses in Krain behauptete. Anmerkung des Verfassers.

Glückliche dem unsern Schlosse zu, stürzt wonnetrunken in das Gemach seiner innigst geliebten Adelheit, allein — er zuckt im unsäglichem Schmerze zusammen, als er zwar das neugeborne Kind wohl und gesund vorfindet, die Gemalin aber als Opfer dieser langersehnten Himmelsgabe, eben noch einen letzten, scheidenden Sterbeblick auf ihren Eheherrn richtet und nach einem langen Seufzer ins Jenseits hinüber entschlummert.

Dieser plötzliche, unerwartete Verlust versetzte Herrn von Seepach nahezu in Wahnsinn und in solche Raserei, daß er auf das erst geborene unschuldige Töchterlein wüthend losstürmte und es sicher als Sühne für den Tod der geliebten Mutter erwürgt haben würde, wenn die Frauen das Kind dem Tobenden nicht schreiend entrißen hätten.

Die Lebensfreudigkeit, die Lust, die Ruhe des Schwerheimgesuchten war mit dem Tode der unvergeßlichen Gattin dahin. Zwar milderte der beste und zuverlässigste Arzt, die Zeit, langsam seinen Schmerz, aber Ulrichs Gemüth blieb düster, verschlossen, rauh und unfreundlich. Er suchte auswärts im Freien die Zerstreuung, die in seinem Schlosse selbst das lieblich emporsblühende Kind, ein treues Ebenbild der Mutter, ihm nicht gewähren konnte. Er wurde ein Jäger in der vollsten Bedeutung des Wortes, weil Jagd nun sein Hauptvergnügen, seine Hauptleidenschaft wurde, und ihn nichts bewegen konnte, davon abzulassen.

Seine Tochter Ottilie, die inzwischen, einer reinen Lilie gleich, zur liebreizenden Jungfrau emporgewuchs, so daß man die einst milde waltende Adelheit in ihr zu erblicken vermeinte, bemühte sich durch Bitten und Vorstellungen ihren rauhen, stets mehr verwildernden Vater von seiner Leidenschaft abzubringen und ihn wenigstens an den geheiligten Tagen des Herrn von der tollen Jagd abzuhalten. Vergebens! Selbst die innigsten Bitten des frommen, engelsschönen Kindes vermochten den harten Sinn des eingestrichtenen wilden Jägers, wie man ihn überall nannte, nicht zu ändern.

Nur einige Male gelang es der Schweicheluden und stehenden Tochter, an Feiertagen den Vater zu Hause zu halten. Bald aber wurde derselbe, trotz seiner Liebe zu ihr, bei dergleichen Vorstellungen nur noch unwirksamer, mürrischer, und mied sie endlich geflissentlich, indem er sich einschloß. Fast alle Tage im Jahre sah man ihn mit seinem Jagdgefolge in den Wäldern oder auf den Feldsturen, und nie wurde ein Sonntag oder Feiertag geheiligt, ja an solchen wurde gewöhnlich, zum Vergerniß der frommgläubigen Nachbarn und zum Pöffen des ihn oft mahnenden Schloßgeistlichen, die große Jagd angesetzt.

Der unermüdlische Jäger trieb es so viele Jahre, nur fast immer toller und toller. An einem hohen Festtage war wieder großes Jagen angesetzt. Als Frühmorgens mit dem Grauen des Tages der Schloßherr sich bereits zu Pferde gesetzt hatte, lief Ottilie, kaum angekleidet, über die Schloßtreppe herab, warf sich im Hofe dem Jäger zu Füßen und bat: „Vater, heute, nur heute ziehe nicht fort, ich be-

schwöre Dich bei Deinem Seelenheile; es droht Dir ein Unglück, ein schrecklicher Traum hat mir das angedeutet. Laß Dich also erbitten und bleibe daheim, mir bangt um Dich.“

„Geh, Ottilien, süßes Kind, leg' Dich wieder in Dein Bett und träume weiter!“ rief Ulrich von Seepach, unter eitlem Gelächter seiner Jagd-Kumpane, spornte sein Ross, daß es sich hoch aufbäumte und flog über die Thorbrücke hinaus, denn aus dem tollen Jäger war nach und nach ein Gottesläugner und Lasterer, ein Verächter der Religion, ein Frevler an dem Heiligsten geworden.

Weinend kehrte das vom wilden Jagdtroß verhöhnte Schloßfräulein in ihre Kammer zurück, die Jäger aber brauseten in vollem Galopp dahin. Nach vielem Hegen, Herumtreiben und tollen Gesangsze hatten sie auch den Berg erstiegen, auf dem das Kirchlein des heiligen Primus steht, und kamen oberhalb desselben ins Freie. Hier fand so eben feierlicher Gottesdienst Statt und fromme Gesänge der andächtigen Gemeinde hallten vom Gotteshause herüber zur Schaar der erhitzten Jäger.

Da wandte sich Ulrich von Seepach, hoch zu Ross, höhrend gegen die Kirche und sprach mit lauter Stimme: „Heiliger Primus, verlaß' den Himmel, wenn es einen gibt, und hilf mir jagen. Ja, komm, mein Revier ist groß, zögere nicht, ich brauche Jäger und nicht Heilige, komm, ich warte Dein!“ —

Bei diesem unerhörten Frevel erbleichten seine Begleiter und erzitterten. Die augenblickliche Strafe des Himmels blieb aber nicht aus. Als der Berwegene seine unheilvollen Worte drei Mal laut wiederholt hatte, zog plötzlich eine schwere dunkle Wolke über den Berg, die Alles in momentane Finsterniß hüllte. Die Erde erzitterte und es erfolgte ein furchtbarer Schlag; darauf beleuchtete ein seltsamer Schein die Gegend und als die entsetzten Jagdgenossen nach der Stelle hinblickten, wo ihr Anführer zu Pferde saß, sahen sie seine Gestalt sammt Pferd und den Hunden in leblosen Stein verwandelt. —

Schreckensbleich, an allen Gliedern lebend, stoben die Waidgenossen auseinander und den steilen Berg hinab, fürchtend, die gerechte Rache des Himmels werde auch sie, die sündigen Theilnehmer, ereisen. Als persönliche Zeugen dieser schrecklichen Strafe verbreiteten sie darauf die schauervolle Kunde zur Warnung in der ganzen Gegend.

Die fromme Christenschaar, welche während dieses verhängnißvollen Ereignisses in der Kirche betend auf den Knien lag, erlebte hingegen ein anderes Wunder. Das Altarblatt mit dem Bilde des heiligen Primus strahlte plötzlich in einer nie gesehenen himmlischen Glorie und Töne einer so erhabenen, harmonischen Musik, wie man sie nie gehört hatte, ließen, wie aus der Höhe, feierlich sich hören.

Als darauf der Gottesdienst sein Ende erreicht hatte und das Volk sich zur Kirche hinaus begab, blieb es vor den seltsamen Steingebilden ober derselben verwundert stehen. Auch Ottilie war mit ihrem Dienstmädchen in der Kirche

gewesen. Als man der Harmlosen das Steinbild zeigte, fiel sie, sogleich das Schreckliche ahnend, in eine schwere Ohnmacht. Nach ihrer Erholung lief sie den Berg hinan, fiel an der Seite ihres unglücklichen, zu Stein verwandelten Vaters auf die Knie und weinte bittere Thränen ihrem Erzeuger, dann ergab sie sich der Fügung des erzürnten Himmels, faltete andächtig ihre schönen Hände und betete inbrünstig für die arme Seele des Versteinerten.

Lange Zeit sah man die Trostlose fast täglich den steilen Berg hinauf pilgern, um von Gott die Erlösung ihres unglücklichen Vaters zu erbitten. Alles Flehen blieb jedoch fruchtlos. Das Verbrechen der Gotteslästerung war zu gräßlich und zu groß. Der Fluch des Himmels konnte in so kurzer Zeit nicht gemildert werden, obschon die Bittende rein und schuldlos war. Einer lieblichen, in reinsten Unschuld blühenden Jungfrau späterer Jahrhunderte soll es vorbehalten bleiben, den steinernen Jäger zu erlösen und tief im Cerna-Thale wird einst ein hoher Eichenbaum erwachsen, dessen Bretter zur Wiege der künftigen Erlöserin Ulrichs von Seepach dienen sollen.

Ein volles Jahr lang beweinte und betrauerte Ottilie ihren Vater. Einsam lebte sie im Schlosse, bezwang zur Sühnung der väterlichen Schuld das Heiligste der Gefühle, die Liebe zu einem schönen, jungen Ritter in der Nachbarschaft, der in früherer Zeit ihr ganzes Herz besessen, und wies alle seine Versuche, bei ihr vorzukommen, unter hartem Kampfe, aber entschieden zurück. Sie sah ihn nie wieder. — Nachdem sie über ihr Vermögen zu Gunsten der Armen und der Kirche Verfügung getroffen, begab sie sich in ein Frauenkloster in Krain (der Name desselben ist nicht bekannt) und starb darin nach vielen Jahren, alt, hochgeehrt und geliebt als Abtissin, indem sie täglich für das Seelenheil des Vaters betete, was sie auch noch in der Sterbestunde that.

Der wilde Jäger sucht vergebens Ruhe. Als höhnendes, schadenfrohes Gespenst durchjagt er in stürmischen Nächten im saufenden Galopp die Gebirge. Weit und breit umher tönen zu solcher Zeit sein Pfeifen und sein Hörnerklang in schauriger Weise. Mehrere wollen das Gespenst in vollkommener Jägertracht auf kohlschwarzem Rosse gesehen haben.

Die seltsamen Steinfiguren oberhalb der Kirche St. Primus aber sind noch heutigen Tages sichtbar, und wenn man dieselben näher betrachtet, so wird man ganz deutlich einen Mann zu Pferd und ihm zur Seite in einer Gruppe mehrere Hunde wahrnehmen können.

Der Phosphor.

Es ist gewiß höchst merkwürdig, daß das feste Gerüste, welches die Grundlage im Baue des animalischen Organismus bildet, die Knochen im Thier- und Menschenkörper, aus Theilen besteht, von denen der eine gerade solche Eigenschaften an sich trägt, welche den Haupteigenschaften der

Knochen, ihrer Härte und Festigkeit geradezu entgegengesetzt sind. Die weiche, leicht trennbare, wachsartige, leicht entzündliche Substanz, welche wir Phosphor nennen, ist ein Hauptbestandtheil aller Knochen, die der Hauptsache nach nichts weiter als phosphorsaurer Kalk sind. Der Name dieses Grundstoffes war eigenthümlicher Weise weit früher bekannt als der Stoff selbst. Bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts verstand man unter Phosphor einen jeden Körper, der die Eigenschaft besaß, im dunklen zu leuchten (zu phosphoresiren), eine Eigenschaft, die man sowohl an einigen Naturkörpern, z. B. am faulen Holze, faulenden Seefischen, den sogenannten Leuchtkäfern und Leuchtwürmern u. a., als auch an mehreren künstlich erzeugten Körpern, den sogenannten Lichtsaugern oder Lichtmagneten, wie sie von den Alchemisten des Mittelalters genannt wurden, kennen gelernt hatte. Zum nähern Verständniß mag hier bemerkt werden, daß diese Lichtsauger aus kalkhaltigen Substanzen, z. B. Kalzinirten und gepulverten Asterschalen und einem Theile Schwefel, welche einer heftigen Glühitze ausgesetzt wurden, bereitet wurden und die Eigenschaft besitzen, ein intensives Licht im Dunkeln auszustrahlen, wenn man sie früher durch mehrere Stunden dem Sonnenlichte ausgesetzt hatte.

Durch Zufall entdeckte im Jahre 1669 der Chemiker Brandt in dem Harne ebenfalls einen Stoff, der die Eigenschaft besaß, im Dunklen zu leuchten und daher ebenfalls Phosphor genannt wurde. Heut zu Tage wird nur noch dieser Stoff mit dem Namen Phosphor bezeichnet und diese höchst eigenthümliche und interessante Substanz ein wenig näher zu betrachten ist der Zweck dieser Zeilen.

Zu den früher schon aufgezählten Haupteigenschaften des Phosphors gesellt sich auch noch die weitere Eigenschaft hinzu, daß sich dieser Stoff schon bei einer Temperatur von 36—40° R. entzündet und selbst bei der gewöhnlichen Temperatur mit dem Sauerstoffe der Luft unter schwacher Lichtentwicklung sich verbindet. In dem weit stärkeren Tageslichte ist diese Lichtentwicklung nicht wahrnehmbar, im Dunkeln dagegen bringt sie auf unsere Sehorgane einen wahrnehmbaren Eindruck hervor und so erklärt sich das Leuchten des Phosphors in der Dunkelheit, es ist ein langsames Verbrennen.

Die leichte Entzündlichkeit des Phosphors bedingt beim Gebrauche desselben die Vorsicht, ihn nie mit bloßen Händen zu berühren, da diese in der Regel eine Temperatur von 34—36° besitzen und daher der Phosphor bei der Berührung mit denselben sich leicht entzünden könnte. Die Brandwunden vom Phosphor sind sehr schmerzlich und gefährlich.

Für den menschlichen und thierischen Organismus ist Phosphor eines der stärksten Gifte, daher seine Anwendung als Rattengift, welches man bereitet, indem man unter den in warmem Wasser geschmolzenen Phosphor Mehl rührt.

Der Phosphor schmilzt schon bei einer Temperatur von 36—37° R. und siedet bei 232° R., er besitzt einen knoblauchartigen Geruch und scharfen, widerlichen Geschmack. Eine höchst merkwürdige Veränderung erleidet derselbe, wenn er durch mehrere Stunden in einer Atmosphäre von Kohlensäure, bei einer Temperatur von 232° R. erhitzt und die erhaltene Masse mit Schwefelkohlenstoff behandelt wird. Man erhält auf diese Art rothen Phosphor, der sowohl durch seine physikalischen als chemischen Eigenschaften vom gewöhnlichen Phosphor sich unterscheidet. Er ist nämlich geruchlos, läßt sich ohne Gefahr trocken aufbewahren, leuchtet erst dann, wenn er bis auf 160° R. erhitzt wird und schmilzt schwerer als der gewöhnliche Phosphor.

Wegen der vielfachen technischen Anwendungen, die man vom Phosphor selbst sowohl, als von seinen Verbindungen macht, wird die Phosphorbereitung heut zu Tage in eigenen Fabriken betrieben, wo der Phosphor aus pulverisirten Knochen, Knochenmehl, durch Behandlung mit Schwefelsäure und Kohle gewonnen wird.

Von den Verbindungen des Phosphors mit dem Sauerstoffe ist namentlich die sogenannte Phosphorsäure von Wichtigkeit, indem sie mit den Alkalien und basischen Substanzen, z. B. mit Kali, Natron und Kalk weitere Verbindungen, die sogenannten phosphorsauren Salze, bildet, die namentlich für die Entwicklung der Pflanzen von hoher Wichtigkeit sind. Den Pflanzen, namentlich den Getreide- und Hülsenfrüchten muß ein gewisses Quantum dieser Salze durch den Boden, in welchem sie wurzeln, zugeführt werden. Dem Boden werden diese Salze wieder durch den Dünger übermittelte und daraus ergibt sich von selbst die vorzügliche Eignung des Knochenmehles als Düngemittel.

Obwohl der Phosphor an und für sich eines der stärksten Gifte für den menschlichen Organismus abgibt, so wird er doch, so wie so viele andere Gifte, in gewissen Krankheiten als Heilmittel mit vorzüglichem Erfolge angewendet.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Reise der österreichischen Fregatte „Novara“ um die Erde. II. Band. Wien 1861.

Good friend? no fear? — Mit diesen Worten waren die Reisenden der „Novara“ am 23. Februar 1858 von den Bewohnern der nikobarenischen Inseln empfangen worden, mit dieser Szene schloß der erste Band des großen nationalen Werkes, von dem uns nun der zweite, hinter dem ersten in keiner Weise zurückstehende, vorliegt.

Der Aufenthalt der „Novara“ auf den Nikobaren währte vom 23. Februar bis 26. März, also einen Monat und drei Tage. Als die ersten Besucher dieser Inselgruppe werden arabische Kaufleute genannt, welche auf ihren Fahrten nach dem südlichen China das erste Mal im Jahre 851 das zweite Mal im Jahre 877 n. Ch. hier landeten. Damals hießen die Inseln noch Megabula und Legabula. Am 1. April 1778 landete das erste österreichische Schiff „Josef und Theresia“ unter den Befehlen des Kapitäns Bennet im Nordosten von Kar-Nikobar, am 23. Februar 1858 kam die „Novara“ an. Wir können uns nicht versagen, die Weltumsegler bei ihren kleinen Abenteuern auf dieser Inselgruppe stellenweise zu begleiten.

Fast jeder der Eingebornen, erzählt der Reisebeschreiber, die sich uns vorstellten, brachte ein schmutziges, zerknittertes Zeugniß zum Vorschein, welches seinen ehrlichen Charakter und seine Redlichkeit im Handel mit den Früchten der Kokospalme bekräftigen sollte und von dem einen oder andern Schiffskapitän herrührte. Dieselben enthielten mitunter drollige Bemerkungen; so stand z. B. in einem, dessen Besitzer sich Kapitän Dikson nannte (jeder angesehenen Nikobare gibt sich diesen Titel): „Kapitän Dikson ist ein zwar lumpiger Kerl, aber doch ein Mann von Gehalt.“ Dieser Kapitän Dikson war auch der Einzige, welcher der Einladung Folge leistete und es wagte, an Bord der Fregatte zu klettern. Ein Zweiter, Kapitän Charley, ein kleines schwächliches Männchen, das statt aller Bekleidung bloß eine schmutzige

Luchtmütze auf dem Kopfe trug, zitterte vor Schrecken am ganzen Leibe, als er die großen Kanonen sah. Für ihre Produkte verlangten die Nikobaren vor Allem schwarze Hüte, was daher zu kommen schien, daß sie zuweilen die Kapitäne englischer Schiffe in solchen Hüten gesehen und dieses Toilettestück für das Abzeichen der Kapitänswürde oder des Mannes vom Range hielten.

Von den Dänen haben die Nikobaren keine gute Meinung; sie erzählten z. B.: „Die Dänen sind ein feindliches Volk, sie wollten uns unsere Insel wegnehmen (Anspielung auf den Besuch einer dänischen Korvette im Jahre 1846.) Angenommen, wir kämen auf eure Insel und wollten euch die wegnehmen! Das ist nicht gut. Das ist kein gutes Volk.“ Die Weltfahrer besuchten auch ein Dorf, Sani genannt, dessen Häuptling Kapitän John heißt. Derselbe hatte einen alten ausgemusterten blauen Uniformrock, der von einem Banditen der ehemaligen Triester Nationalgarde herkam, zum Geschenk erhalten, und machte nun große Anstrengungen, seine wenig biegsamen Glieder in dieses enge Tuchkleid hineinzuzwängen und dasselbe trotz der tropischen Hitze bis an den Hals zuzuknöpfen. Kapitän John trug auch Schuhe und gehörte unstreitig zu der bevorzugten Klasse, denn in seiner Gesellschaft befanden sich die Kapitäne Morgan, Douglas, Lord Nelson, Lord Byron u., welche ihre Namen sämmtlich den bizarren Einfällen englischer Schiffskapitäne verdankten.

Die Bewohner von Nikobar sind die vollkommensten Naturmenschen. In ihrem Verkehr mit den „Novara“-Reisenden zeigten sie sich als ein kindliches, unwissendes, aber biederes, zutrauliches Volk, ohne Ehrgeiz und Wissensdrang, aber auch ohne Neid und Scheelsucht. Als man einen Eingebornen fragte, auf welche Weise man hier Verbrechen bestrafe, entgegnete dieser naiv: „Wir begehen keine Verbrechen, wir sind Alle gut; aber in Eurem Lande muß es viele böse Menschen geben, wozu braucht Ihr sonst so viele Kanonen und Gewehre?“

Ueber die Sitten und Gebräuche dieser Insulaner wird noch manches Interessante erzählt; wir verweisen indes den Leser auf das Buch selbst, das so sehr reich an belehrenden und unterhaltenden Skizzen ist.

Von den Nikobaren gingen die Reisenden nach Singapore, wo sie vom 15. bis 21. April blieben, zogen dann nach Java, wo der Aufenthalt vom 5. bis 29. Mai währte, besuchten dann Manila, wo sie vom 15. bis 25. Juni verweilten, kamen hierauf nach Hongkong, der kleinen Insel an der Südküste von China, dem Stapelplatz des englisch-chinesischen Handels, wo sie vom 5. bis 18. Juli blieben, betraten hernach die alte Chinesenstadt Schanghai und damit das Reich der Mitte, wo der Sohn der Sonne herrscht und wo es ihnen vom 25. Juli bis 11. August zu verweilen beliebte, stateten dann der Insel Buhnyipet (Vulkaninsel), die erst 1828 von einem russischen Seefahrer entdeckt wurde, einen eintägigen Besuch ab (am 18. September), desgleichen der Koralleninsel Sikayana (am 17. Oktober) und warfen am 5. November in dem großartigen Port Jackson im Nordosten der Stadt Sidney in Australien Anker. Hiermit schließt der zweite Band der Beschreibung der Reise um die Welt, und der Leser, begleitet er die Reisenden auf ihrer Tour nach dem vorliegenden Werke, findet darin nicht nur 15 Karten, welche ihm das Verständniß erleichtern, sondern auch 78 Holzschnitte und 7 Beilagen, mit deren Hilfe er sich Alles anschaulich gemacht sieht. Wir sehen mit Spannung dem 3. Theile des Reiseberichtes entgegen.